

Drei Jahre und einen Tag weit weg

Midlumer Zimmermannsgeselle Eike Puschies ist seit fünf Monaten auf der Walz – Regeln aus dem 12. Jahrhundert auch heute befolgt

MIDLUM. Ganz genau kann Ute Puschies nicht sagen, wo sich ihr Sohn Eike gerade aufhält. Auch in Zeiten von Smartphone, Facebook und WhatsApp hat es die Midlumerin schwer, ihren Sohn zu erreichen. „Ich glaube, er ist in Bielefeld“, überlegt sie. Eike Puschies ist seit fünf Monaten als Zimmermannsgeselle auf der Walz und muss sich dabei an zahlreiche Regeln halten.

So gibt es einen Bannkreis von 60 Kilometern um seinen Heimatort, näher darf er Midlum nicht kommen. Auch ein Handy zu benutzen ist dem 22-Jährigen verboten. Dabei hat er aber ein Notizbuch mit Adressen und Telefonnummern.

Als Walz wird die Wanderschaft eines Handwerksgehilfen nach Abschluss seiner Gesellenprüfung bezeichnet. Seit dem 12.

» Es geht ihm sehr gut, er ist glücklich. «

Ute Puschies, die Mutter weiß allerdings nicht, wo ihr Sohn sich gerade aufhält.

Jahrhundert gibt es diese Sitte, dass junge Handwerker durchs Land ziehen, um andere Regionen und Kulturen, aber vor allem neue Fertigkeiten in ihrem Berufsfach kennenzulernen. Auch heute noch gibt es junge Leute, die diese Erfahrungen sammeln möchten.

Wer auf die Walz geht, muss sich an jahrhundertealte Traditionen



Seit fünf Monaten ist Eike Puschies auf der Walz – ohne Smartphone, denn das ist verboten. Dieses Selbstporträt schickte er als Postkarte an seine Mutter Ute nach Midlum. Foto privat

nen gewöhnen. Jeder Schacht hat eigene Gebräuche und Rituale. So wird bei den „Rolandsbrüdern“ der Neue von einem Altmeister zu Hause abgeholt und mit einer Zeremonie in die Gesetze und Regeln des Lebens auf der Wanderschaft eingeweiht.

Bei Eike war es Max, der ihn

als seinen „Export“ abholte und die ersten acht Wochen begleitete. Während dieser Zeit werden die jungen Gesellen auf Herz und Nieren geprüft und erst dann auf ihren individuellen Weg geschickt.

In Leipzig hat Eike seine „Ehrbarkeit“ bekommen: Das ist ein

krawattenähnliches Stück Stoff, bei den Rolandsbrüdern in Blau. In Bielefeld kam die Kluft an die Reihe. In einer Maßschneiderei der Zunft hat sich Eike den schwarzen Hut, die schwarze Hose und die schwarze Jacke anfertigen lassen. Die Hose aus Samt- oder Manchesterstoff muss einen

Schlag von 65 Zentimetern am Hosenbein aufweisen. Dazu gehört unbedingt der blaue Streifen in der Garnitur.

Wichtigster Begleiter des Gesellen ist der „Charlottenburger“ (Charlie), ein knapp ein Meter großes Tuch, in dem der Wandergeselle Wäsche zum Wechseln, Arbeitskluft, Waschzeug und Werkzeug trägt. Auf den meist zu einer langen „Wurst“ geknoteten, mit Wappen bedruckten Stoff kommt oben drauf der Schlafsack.

„Es geht ihm sehr gut, er ist glücklich“, weiß Ute Puschies. Seit ihr Sohn unterwegs ist, kommen immer wieder Wandergesellen in Midlum vorbei. Viele von ihnen hatten sich beim Aufbau des Deichbrand-Festivals im Sommer ein paar Euro verdient. „Wir haben einen Sohn weggegeben und gefühlte 20 dazubekommen“, erzählt sie lachend. Eike war schon in der Schweiz und in Dänemark. Laut grober Planung möchte er die Weihnachtszeit in Hannover verbringen. (ul)

Rolandsbrüder

» Die **Rolandsbrüder** nehmen nur männliche, schuldenfreie und unverheiratete Zimmerer, Maurer, Tischler, Steinmetze, Dachdecker, Steinsetzer, Betonbauer und Holzbildhauer bis zum Ende ihres 27. Lebensjahres auf.

» Die Reisenden dürfen sich für die Dauer von **drei Jahren und einem Tag** nicht weiter als 60 Kilometer ihrem Heimatort (Bannkreis) nähern.

Der Rolandschacht

Gründung *Geschichte * Zukunft

Das Gedankengut der Zünfte und der Wandergesellen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war mit der Arbeiterbewegung und dem aufkommenden Gewerkschaftsgedanken eng verbunden. Der Klassenkampf entwickelte sich Ende des 19. Jahrhunderts zur entscheidenden Frage. Deshalb waren auch unsere Gründer Gewerkschaftler und bis heute hat sich die Verbundenheit zu der Gewerkschaftsbewegung erhalten. Früher bewiesen die Gesellen durch ihren Kampf die Verbundenheit zur arbeitenden Klasse, heute durch Ihre Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft. Nach dem Ende der Zunftwirtschaft um 1880 entwickelte sich langsam, aus einer modischen Volkstracht heraus, die heute ins Auge fallende Kluft.

Das bis dahin getragene bunte Halstuch wurde von der schlipsähnlichen Ehrbarkeit abgelöst, damit man die Gesellen besser von den Landstreichern unterscheiden konnte. Außerdem wurde ein Verzicht auf alle grünen Farben vereinbart, weil diese schon von den Waldarbeitern und Förstern vereinnahmt war. Um die Jahrhundertwende eröffneten dann die ersten Kluftschneider ihre Werkstätten. Zur Kluft gehörte am Anfang ein schwarzer Hut, schwarze Schuhe und ein Jackett mit mindestens drei Knöpfen. Später kam die Weste mit den acht Knöpfen in Mode. Damit wollte man ab 1880 als Gewerkschaftler für den acht Stundentag werben. Die Schlaghose wurde später von den Schiffszimmermännern übernommen. Die zünftige Jacke, wie sie heute getragen wird, führte man erst am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein. Die sechs Knöpfe stehen für die damalige Sechstageswoche.

Um 1880 machten sich in Flensburg Gesellen der reisenden Maurerzunft Gedanken, allen Bauhandwerkern den Zugang zum gemeinsamen Reisen und einem Handwerkssaal zu ermöglichen. Zu dieser Zeit waren Maurer und Zimmerer auf dem Handwerkssaal getrennt. Es war schwierig diese Idee umzusetzen, denn in den Köpfen der "Alten" durfte es keine Änderung dieser Praxis geben.

1883 wurde dann in Flensburg erstmals ein Gesellschaftsbild gemacht, worauf Gesellen mit wahrscheinlich blauer Ehrbarkeit zu sehen sind. Es befindet sich heute leider nur als Kopie im Archiv des Rolandschachtes. Die Überschrift lautet:

„Vivat, Es leben die Rolandsbrüder in Flensburg 1883.“

Dieses Foto wurde bei einem inoffiziellen, konspirativen Treffen aufgenommen. Zum Großteil waren es Maurer aus Bremen, die auf Wanderschaft in der Zunft waren. Sie trafen sich nach den offiziellen Zunftversammlungen ihrer Vereinigung in Gesellschaftszimmern bestimmter Gaststätten und banden dort eine blaue Ehrbarkeit ein. Die blaue Ehrbarkeit hatten diese Gesellen schon viele Jahre zuvor in der Tasche gehabt. Sie war zusammengerollt wie ein Rollmops, mit der Handwerksnadel durchstoßen, damit sie nicht schmutzig wurde.

Daher stammt auch der Spitzname für die Rolandsbrüder: „Mops“ oder „Rollmops“.



Die endgültige Gründung des Rolandschachts erfolgte dann am 1. Mai 1891 im Haus "Rotes Ross" in Nürnberg, dem heutigen Hotel "Elch" in der Irrerstraße, nahe am Rathaus. Diese Gründungsversammlung in Nürnberg fand unter der Leitung des Rolandsbruder Eduard Münster statt.

Nun hatte die Bruderschaft der Rolandsbrüder einen offiziellen Namen und Statuten.

Am Gründungstag bestand der Rolandschacht bereits aus 25 Mitgliedern, die alle auf dem Gründungsbild von 1891 zu sehen sind. In Nürnberg fand die Gründung deshalb statt, weil die "Rechtschaffenden" dort zu der Zeit 10 Jahre Stadtverbot hatten. Somit konnte die Gründung ungestört stattfinden. Das Haus "Rotes Ross" war damals eine offizielle Herberge der Stadt Nürnberg für alle Wandergesellen.

Diese Gesellen wollten eine Bruderschaft, für alle Gleichgesinnten und einen gemeinsamen Handwerksaal für Maurer und Zimmermänner. Die Idee zur Gründung unserer Bruderschaft hatten Bremer Maurer und da der Roland als Freiheitsheld verehrt wurde, lag es nahe, dass die Bremer Gesellen den Namen "Rolandschacht" wählten.

Die blaue Farbe hat für die Rolandsbrüder eine starke Bedeutung. So heißt es in einem Spruch:

"Blau ist die Farbe der Treue, Beständigkeit und Klarheit, Gold ist deren Vollendung."

Rolandsbrüder tragen eine blaue Ehrbarkeit und eine goldene Handwerksnadel ihres Gewerkes, die an der Ehrbarkeit befestigt ist.

Zwischen den "Rechtschaffenden" und den Rolandsbrüdern entwickelte sich ein äußerst gereiztes Klima gegenseitiger Abneigung. Es setzte sich fort, als später noch weitere Schächte entstanden. Die berufliche Eintracht und gewerkschaftliche Solidarität wurde dadurch entschieden verletzt. Bedauerlicherweise führte die steigende Rivalität zu Auseinandersetzungen und blutigen Schlägereien, oft auch mit dem Werkzeug.

Die Solidarität unter den Wandergesellen, die nichts mit den "Rechtschaffenden" am Hut hatten, ging so weit, dass sich der Rolandsbruder Hermann Kessler 1910 in Bern vor die Tür zum Handwerkssaal der Freiheitsbrüder setzte, damit sich der Freiheitsschacht ungestört gründen konnte. Dieser Rolandsbruder war vorher mit dem Gründer des Freiheitsschachtes, Hermann Schäfer, auf Tippelei gewesen. Dies werden uns die "Freiheitsbrüder" nie vergessen.

Ein Spruch ist für unsere Bruderschaft von großer Wichtigkeit geworden:

"Treue, Freundschaft, Brüderlichkeit, vereint uns Rolandsbrüder alle Zeit."

Nach diesem Spruch versuchen wir in unserer Bruderschaft zu reisen und zu leben.

In früheren Zeiten gingen durch die Arbeitslosigkeit viele Gesellen von zu Hause fort um an anderen Orten oder in anderen Ländern, besser bezahlte Arbeit, oder überhaupt eine Arbeit zu finden. So zum Beispiel in den 1920er Jahren, zur Zeit der Weltwirtschaftskrise, die zu Massenarbeitslosigkeit und Inflation führte. So waren damals in den Jahren von 1925 bis 1930 folgende Rolandsbrüder unterwegs:

1925 – 1927	272 Rolbr.
1926 – 1928	281 Rolbr.
1927 – 1929	264 Rolbr.

Das waren im Durchschnitt 90 Erwanderungen im Jahr.

Die meisten Zuwachs in der Geschichte des Rolandschachtes gab es im Jahr 1927 mit 116 Gesellen. Danach aber hauptsächlich ab 1933 nahmen die Erwanderungen auf Grund der Konjunkturlage und der Nazidiktatur rapide ab. Viele unserer Brüder gingen ins Ausland, um den Nazis zu entkommen.

Während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland befand sich der Rolandschacht somit im Untergrund und sicherte so den Fortbestand der Bruderschaft. Die braune Ehrbarkeit, die uns die Nazis verordnen wollten, lehnten die Rolandsbrüder ab.

Durch die beiden Weltkriege verlor der Rolandschacht viele Brüder aus seinen zahlreichen Gesellschaften.

Eine Gesellschaft ist eine Gemeinschaft von ortsansässigen Einheimischen Rolandsbrüdern und fremden Rolandsbrüdern in einer Region oder Stadt. Diese Gesellschaft trifft sich in bestimmten zeitlichen Abständen auf dem Handwerkssaal und regelt dort hinter verschlossenen Türen alle internen und formellen Angelegenheiten. Nach altem Ritual, welches aus mündlichen Überlieferungen stammt, werden dort die alten Handwerksbräuche gepflegt.

Viele Gesellen kamen aus den beiden Weltkriegen nicht zurück. Dennoch ließen sich die Rolandsbrüder nicht entmutigen und so wurde immer wieder ein Neuanfang gemacht. Der 1. Kongress nach dem letzten Weltkrieg fand bereits im Mai 1949 in Hamburg statt.

Alle zwei Jahre an Pfingsten findet ein solcher Kongress statt.

Dieser Kongress ist das höchste Beschlussorgan und wählt die Mitglieder der Zentralverwaltung für die Dauer von zwei Jahren. Auf dem Kongress beschließen die Delegierten der einzelnen Gesellschaften nach demokratischen Prinzipien die Richtlinien für die kommenden zwei Jahre.

Zu dem Kongress kommen alle fremden Rolandsbrüder und viele Einheimische Rolandsbrüder auch mit Ihren Familien zusammen.

1980 ist der Rolandschacht der CCEG beigetreten.

Die CCEG ist die gesamteuropäische Dachorganisation der wandernden Gesellen, mit beratendem Statut im Europarat in Straßburg.

Nach dem unblutigen Umsturz von der kommunistischen Diktatur und dem Ende der DDR 1989, erlebte der Rolandschacht eine Hochkonjunktur. Da der Zentralleiter zu der Zeit in Leipzig beheimatet war, gingen überdurchschnittlich viele Sachsen auf Wanderschaft und verstärkten den Rolandschacht.

Fast 100 reisende Handwerker waren im Rolandschacht um das Jahr 1999 auf Wanderschaft.

Im Vergleich zu den Zahlen von Anfang des 20. Jahrhunderts waren nach der Wende 1989 folgende Rolandsbrüder unterwegs:

1990 – 1992	33 Rolbr.
1996 – 1998	94 Rolbr.
2000 – 2002	85 Rolbr.

Durch den Rückgang in der handwerklichen Ausbildung und einer sich immer schneller verändernden Gesellschaft ist ein Nachlassen in der Motivation auf Wanderschaft zu gehen zu spüren. In den Betrieben und in den Berufsschulen werden immer weniger junge Menschen zu Handwerksgesellen ausgebildet.

In den letzten Jahren wurden im Durchschnitt ca. 15 Handwerksgesellen im Rolandschacht erwandert, also aufgenommen worden.

Hinzu kommen noch die Gesellen, die länger als die vorgeschriebenen 3 Jahre und 1 Tag reisen.

Die Zahl der reisenden Rolandsbrüder liegt zur Zeit konstant bei ca. 60 reisenden Gesellen.

Es gab aber auch Zeiten, so zum Beispiel in den 1970er Jahren da war nicht ein fremder Rolandsbruder unterwegs.

Das jährliche Maitreffen wurde 1994 eingeführt.

Das Maitreffen versteht sich als Gründungsfest und Maifeier für alle fremden und einheimischen Rolandsbrüder.

Es wird von den reisenden Gesellen selbstständig organisiert und findet jedes Jahr an einem anderem Ort statt. Zu diesem Treffen dürfen auch interessierte Gesellen, Lehrlinge und Freunde des Rolandschachts zureisen.



Maitreffen 2019 im Gulfhof Friedrichsgroden in Carolinensiel

Die Arbeit für die gemeinsame Sache bringt uns heutzutage immer wieder zusammen. Die Anfänge dieser Zusammenarbeit liegen in der Gründung der CCEG im Jahr 1951.

Als Beispiel für die gute Zusammenarbeit kann die Erbauung des Europahaus in Dümmer durch Gesellen aller Schächte angesehen werden.

Vom Rolandschacht besteht zu allen Schächten und Vereinigungen ein sehr gutes und vertrauensvolles Verhältnis.

Viele Freundschaften werden unter den reisenden und einheimischen Gesellen geschlossen und gepflegt. Auf der Straße herrscht ein uneingeschränktes Miteinander. Die Feindschaften von Früher leben nur noch in den Geschichten der „Alten“ auf. Es ist Geschichte. Die Zukunft liegt im grenzenlosen Reisen der jungen Handwerksgesellen, die mit Ihrer Entschlossenheit und Offenheit für das Fortbestehen der Wanderschaft sorgen werden.

Da wir am 1. Mai das 129-jährige Bestehen feiern werden, sind wir alle davon überzeugt, dass der Rolandschacht das 21. Jahrhundert meistern wird.

Es wird eine herausfordernde Zeit für alle Rolandsbrüder werden, denn der Rolandschacht besteht nur im gemeinsamen Wirken der Fremden und Einheimischen.

Außerdem wollen wir dabei nicht die Familien der fremden Rolandsbrüder und die Familien der Einheimischen Rolandsbrüder, sowie die Freunde des Rolandschachtes vergessen. Ohne ihre Unterstützung und Zuneigung wäre der Rolandschacht nicht zu dem geworden was er heute ist.

Im Rolandschacht werden unverheiratete, männliche und schuldenfreie Zimmerer, Maurer, Steinmetze, Tischler, Dachdecker, Steinsetzer, Betonbauer, Holzbildhauer und Bootsbauer nach einer Aspirantenzeit aufgenommen.

Die Gesellen sollten nicht älter als 27 Jahre und Mitglied einer Gewerkschaft sein.

Während ihrer Reisezeit von drei Jahren und einem Tag dürfen sie den Bannkreis von 60 km um ihren Heimatort nicht betreten.

Ein fremdgeschriebener Rolandsbruder ist man mindestens 3 Jahr und 1 Tag aber einheimischer Rolandsbruder bleibt man sein Leben lang.

Rolandschacht im Januar 2020

Ans Ende der Welt – der Arbeit wegen?!

Feuerland – was für ein Name. Rein davon ausgehend rechnet man mit Vulkanen, unerträglicher Hitze oder sengender Sonne. Dabei hat die Betitelung dieser Insel einen ganz profanen Ursprung. Die ersten Europäer, die sich bis dahin vorwagten, sahen schon von ihren Schiffen aus in den Siedlungen der Küste entlang zahlreiche Feuer. Aus dem ganz simplen Grund, dass sich die Ureinwohner vor der Kälte und dem omnipräsenten Wind schützen wollten. Somit gaben sie dem Eiland den Namen Tierra del Fuego – Feuerland.

Warum in aller Welt sollte man einem solchen Ort einen Besuch abstatten, noch dazu auf Wanderschaft? Weil es sich ganz einfach lohnt. Nicht nur, da sich eine einzigartige Natur auf der zu Teilen chilenisch und argentinischen Insel vorfindet, auch weil man als reisender Geselle mit etwas Glück zu sehr interessanter Arbeit kommt.

So erging es dem fremden Rolandsbruder Jonathan Wertmann und meiner Wenigkeit. Nachdem wir vorher einen Teil Argentiniens und Santiago de Chile bereist hatten, fiel die Entscheidung, die südlichste Stadt des Erdballs zu besuchen. Dies ist Ushuaia, gelegen am Beagle-Kanal und Ausgangspunkt für zahlreiche Antarktisexpeditionen.

Wir kamen bei 9°C und deckel-entreißenden Winden auf der Insel an und machten uns auf die Suche nach einer Unterkunft. Da es Mitte Januar war, gestaltete sich das Unterfangen als weitaus schwieriger als gedacht. Hauptsaison für Touristen und die argentinischen Sommerferien – da ist nicht mehr viel Platz frei. Nachdem uns diverse Hostels eine Absage erteilt hatten, kam uns Freund Zufall zu Hilfe. Wir wurden angesprochen. Aber auf Deutsch! Was denn zwei Zimmerleute hier machen würden, fragte uns ein Mann. Er stellte sich als Pablo vor, geboren auf Feuerland, verheiratet mit einer Deutschen und Fremdenführer. Wir erzählten ihm von unseren Plänen und der momentanen Unterkunftsmisere. Sofort bot er uns ein Zimmer in seinem Haus an und spendierte uns mit seinem Auto noch eine kleine Rundfahrt durch die Stadt. Beim Abendessen stellte sich heraus, dass seine Frau dem Honorarkonsul der Bundesrepublik Deutschunterricht gab, da dieser zwar deutsche Wurzeln hat, aber mit Beginn der Schulzeit nur noch Spanisch sprechen durfte.

Aber eben dieser Konsul besitzt eines der größten Bauunternehmen in Ushuaia und die beiden waren sicher, dass für zwei Zimmerleute Arbeit zu finden sei.

Am nächsten Tag schauten wir beim Konsul vorbei und dieser zeigte sich begeistert. Deutsche Zimmerer bei ihm, und die wollen auch noch arbeiten! Stolz führte er uns über sein Firmengelände, das zwei große Holzwerkstätten mit diversen stationären Maschinen, ein großes Holzlager und eine eigene Trockenkammer besitzt. Zusätzlich vermietet er noch Ferienhäuser im viktorianischen Stil.



Mit dem Honorarkonsul

Nachdem wir auf unserer bisherigen Reise schon einige schier unglaubliche „Baukünste“ der Argentinier und Chilenen bewundern konnten, war dies ein willkommenes Kontrastprogramm.

Dann zeigte er uns sein neuestes Projekt auf dem Gelände, eine große Garage. Dafür fehlten noch die Tore und somit stand unsere Aufgabe fest.

Am nächsten Tag begannen wir unsere Arbeit, eine Skizze wurde uns bereitgelegt, über alles andere hatten wir freie Hand. 3 Tore sollten es werden, 2,60m breit und unterschiedlich hoch, da es dort unten so üblich ist, die Bodenplatte mit Gefälle zu bauen. (Der Sinn blieb uns allerdings verborgen)

Das Holz, das auf Feuerland und in großen Teilen Patagoniens verwendet wird, nennt sich Lenga, auch Südbuche. Die Verwendungszwecke sind sowohl im Baubereich als auch im Möbelbau.

Witterungsbeständigkeit, da gerbsäurehaltig, mittlere Faserlänge und Farbtöne von hellem Rot bis zu Grün kennzeichnen das Holz. Außerdem ist es recht feijnährig gewachsen.



Blick in die Werkstatt

Während einer von uns aus dem Lager die passenden Hölzer zurechtlegte, konnte der andere mit dem Abrichten beginnen. Als wir damit fertig waren, ging es ans Dickenhobeln. Danach teilten wir uns arbeitsmäßig auf. Jonathan fräste und verleimte die Bretter für die Füllungen, ich begann mit dem Ablängen der Zargen und der Ausarbeitung der Zapfen. Danach mussten die Zapfenlöcher angerissen und ausgearbeitet werden. Dies geschah an einem abenteuerlichen Langlochbohrer, der an die Welle der Dickenhobelmaschine gekoppelt war. Ein Fest für jeden BG-Kontrolleur.

Jonathan konnte in der Zwischenzeit mit dem Schleifen der Füllungen beginnen. Es ging voran und so war es möglich, das erste Segment eines Tores zu verleimen. Da ein eklatanter Mangel an funktionierenden Zwingen vorherrschte, mussten wir mit einem improvisiertem Gestell und Keilen arbeiten, aber wir meisterten diese Hürde. Ähnlich erging es uns mit dem Verleimen der ersten beiden Segmente zum ersten Tor. Da es in diesem Betrieb Usus ist, die Zapfen nochmals mit Holznägeln zu sichern, wurden noch Löcher gebohrt und Holznägel gefräst.



Ablängen der Zargen



Schleifen Schleifen Schleifen



Verleimen mit minimalem Zwingeneinsatz

Das überraschte uns dann schon sehr, dass es hier keine Fertigteile gab, sondern alles selbstgemacht werden musste. So langsam nahm das erste Tor Gestalt an. Die Füllungen wurden eingepasst und die Leisten sowie die Zierkreuze angefertigt. Unnatürlich für uns Zimmerer waren die vielen Schleifarbeiten, doch man ist ja flexibel und kann sich an neue Arbeitsabläufe einstellen. Wir arbeiteten uns voran, bis letztendlich die drei Tore entstanden waren.

Insgesamt haben wir gut zwei Wochen in dem Betrieb gearbeitet und dort interessante Erfahrungen gemacht. In den heimischen Werkstätten wird wohl nirgends mehr so geschafft, aber es war toll, bis auf die Schrauben und den Leim wirklich alles selbst hergestellt zu haben.

Danach war die Lust aufs Reisen wieder geweckt, so machten wir uns auf Richtung Norden, um noch mehr von Feuerland und Patagonien zu sehen.



Das Ergebnis

©Text und Bilder :Benedikt Schuster, fremder Rolandsbruder

Quelle: <https://rolandschacht.org/benedikt-schuster.html> am 11.11.2019

Brasilien?! Will einer von euch mit nach Brasilien?

Mit dieser Frage zog der fremde Rolandsbruder Roland Fenske auf dem Kongress des Rolandschachtes 2017 in Stuttgart umher. Ein Begegnungspavillon gäbe es zu bauen, für die Deutsche Humboldt-Schule in São Paulo.

Wir kommen ins Gespräch. Sechs Wochen arbeiten und ein paar Wochen Reisen. Flug und Taschengeld bezahlt. Das wäre der Deal. Warum nicht? Eine Reise auf den südamerikanischen Kontinent und keine weiteren Reisekosten.

Im Herbst 2017 machen wir unser Gepäck auslandsfertig. Dann die Enttäuschung. Eine Woche vor dem Flug bekommen wir die Nachricht, dass aufgrund von Geldmangel das Projekt im Schulverein leider nicht genehmigt wurde.

Naja, der Fremde weiß: Wo sich Türen schließen, gehen auch welche auf und Pläne sind sowieso dazu da um über den Haufen geworfen zu werden. Also das Projekt Brasilien zu den Akten gelegt und die Straße die Füße weiterleiten lassen.

Unerwartet kommt das Thema dann nochmal zur Sprache. Wieder ist es der Rolandsbruder Roland der an mich herantritt. „Ich habe ein neues Projekt.“ Ein japanisches Haus soll es diesmal sein. Der Deal, der gleiche wie beim letzten Mal.

Abflug 21. Januar 2018.

Und diesmal klappt es auch, an besagtem Wintertag steigen wir bei ungefähr 30°C in Rio de Janeiro aus dem Flugzeug. Unser Gastgeber Alfred nimmt uns in Empfang und es geht auf den Weg zu seinem Haus. Nochmal zweieinhalb Stunden in die Berge oberhalb von Rio.

Schon auf der Fahrt fällt mir das auf, was für den Rest der Reise ein immer wiederkehrendes Element sein wird. Die Nähe zwischen Arm und Reich. Die Nähe zwischen nagelneuen Shell-Tankstellen oder Bürogebäuden mit Glasfassaden auf der einen Straßenseite und in der schnelle, teilweise über Nacht hochgezogene Bauten auf der anderen. Der erfolgreiche Banker oder Manager auf der einen, der in Armut lebende Straßenhändler oder Bettler auf der anderen Seite. Und gleichzeitig die Freude mit der einem trotzdem alle Menschen begegnen. Ein Lächeln auf den Lippen und leichten Schwung in der Hüfte, wenn irgendwo Musik läuft.

Doch zur Baustelle. Der Bauauftrag ist ein Haus mit japanischen Einflüssen in Fachwerkbauweise.



Das Buch welches uns zur Verfügung steht, beschäftigt sich mit dem japanischen Kaiserpalast. Hier wurden fast ausschließlich Fußwalmdächer verwendet. So soll es sein. Die in Japan oft verwendeten Papierwände sind im regnerischen Brasilien keine Option. Es müssen also feste Wände her. Wir können also hier auf klassische Fachwerkbauweisen zurückgreifen, die wir kennen. Als Dachhaut wurden am Kaiserpalast Holzschindeln verwendet, auch dieses Detail wollen wir umsetzen.

Das Holz, mit dem wir arbeiten heißt „Macaranduba“. Ein ziemlich hartes Rotholz, das extrem stabil und auch schwer ist und dazu noch den entscheidenden Vorteil hat, dass die Termiten es nicht mögen.

Auf der Baustelle finden wir vier Pfosten 20x20 cm in Betonfundamenten vor. Direkt in den Zement eingelassen. Brasilianischer Stil.

Wir arbeiten mit der Kettensäge und Stecheisen zwei Unterzüge ein und legen darauf unsere Balkenlage für den Boden auf. Einige Kopfbänder angebracht, die von den Brasilianern mit Interesse untersucht werden, und auf geht es zum Abbund.

Zwar haben wir 12x6 cm bestellt, die Maße schwanken allerdings um bis zu 2,5 cm. Pakete binden und gemeinsam bearbeiten, im Prinzip unmöglich. Schön alles der Reihe nach anreißen und ausarbeiten.

Da wir bei der Plattform bereits feststellen mussten, dass die Schrauben bei weitem nicht mit dem europäischen Standard vergleichbar sind, versuchen wir so viele Verbindungen wie möglich traditionell auszuführen. Das braucht zwar Zeit beim Abbund und zieht einiges an Stecheisenschärfen nach sich, sorgt aber für weniger Komplikationen beim Aufrichten.

Zwei Wochen legen wir so Hölzer von einem auf den anderen Haufen.

Abends lauschen wir beim Feierabendbier den Grillen und Zikaden im Urwald um uns herum.



Der fremde Rolandsbruder Jascha Paul beim Abbund

Nach etwa drei Wochen machen wir einen kleinen Ausflug auf den Straßenkarneval in Rio de Janeiro. Totaler Kulturschock nach der Zeit im Dschungel. Auf einmal wieder Großstadt mit zehntausenden Menschen um uns herum. Und die Kluft tut ihr übriges um es zu einer schweißtreibenden Veranstaltung werden zu lassen. Aber zum Glück gibt es an jeder Ecke fliegende Händler, bei denen man sich ein Dosenbier zum benetzen der Kehle erstehen kann. Dann kann man auch fröhlich die vielen Menschen, die tanzend und lachend durch die Straßen ziehen, beobachten und den Kindern erzählen, dass man kein „Magiquo“ (Magier) ist. Enttäuschung in vielen Kinderaugen, wo wir doch so eindeutig Zaubererhüte tragen.

Wir werden zum ersten Mal darauf aufmerksam, dass viele Europäer auf der Suche nach leichten Bekanntschaften nach Brasilien reisen. Oft werden uns eben solche angeboten, teilweise auf eine

unangenehme und auch penetrante Art, die uns beiden immer wieder bitter Aufstoßen wird. Viele junge, männliche Brasilianer bekommen eine Provision wenn sie zahlungskräftige Männer an ihre weiblichen Bekannten vermitteln.

Wieder zurück im Dschungel stürzen wir uns wieder in die Arbeit. Bald können wir die Wände aufrichten. Da die Hölzer nicht nur Probleme mit der Maßhaltigkeit haben, sondern teilweise auch noch ziemlich verzogen sind, ist das Aufrichten eine Aufgabe die viele Spanngurte, Zwingen und wohldosierte Gewalt erfordert.



Nach dem Richten der Firstpfette können wir mit dem Richten der Sparren beginnen. 45° Dachneigung sollen es werden, damit im Dachstuhl Platz für einen Schafboden ist. Das eine geeignete Dachneigung für ein Holzschindeldach.

Das Auflegen der Sparren entwickelt sich bedingt durch die Schrauben zu einem Geduldsspiel. Wir gegen die Schrauben - aber es gelingt, mit zwei Verlusten.

Bis jetzt konnten wir alles soweit zeichnen, berechnen, anreißen und ausarbeiten. Doch nun geht es an die Walme. Der Bauherr möchte sie gerne ungleich haben. Auf der vorderen Seite höher angesetzt auf der hinteren Seite tiefer.

Es artet in ein komplettes Luftschiffen aus. Anhalten, anreißen, ausarbeiten, wieder anhalten bis es passt. Dreieinhalb Arbeitstage verbrauchen wir für die beiden Walmdächer.

In der letzten Woche bringen wir noch ein paar Dachlatten auf und befestigen die ersten Schindeln auf dem Dach.

So können wir am letzten Abend ein kleines aber feines und zünftiges Richtfest abhalten.



Das Glas ist im Grund zerschellt und uns ruft die Straße. Nach São Paulo geht es zuerst. Wir haben während der Arbeit die Humboldt-Schule kontaktiert und sie haben uns eingeladen ein paar Tage bei ihnen an die Schule zu kommen.

Mit einem Nachtbus kommen wir morgens um 5:30 Uhr am Busbahnhof São Paulo an, werden dort vom Fahrer der Schule abgeholt und direkt ins Schulgebäude verfrachtet.

Nach ein paar Kaffee setzen uns die Direktoren vor eine Schulklasse: „Jetzt erzählt doch mal was von Wanderschaft.“ Und das ganze ohne Frühstück. Dazu sitzen wir vor einer 9. Klasse in der sich jeder einzelne geniert, etwas Falsches zu sagen. Das Gespräch mit der Klasse ist demzufolge ziemlich zäh.

Die folgenden Klassen kriegen wir schneller weich, auch weil wir uns besser aufeinander eingespielt haben.

So stehen wir die ersten zwei Tage immer wieder vor neuen Schulklassen verschiedenen Jahrgangs, lassen sie immer von neuem Raten warum wir uns wohl im heißen Brasilien in der dicken Kluft herumtreiben.

In den Pausen und am Nachmittag wird viel über den eingangs erwähnten Begegnungspavillon gesprochen. Denn die Direktoren der Schule haben dieses Projekt immer noch im Hinterkopf. Vielleicht ergibt sich da in den nächsten Jahren für bis zu vier Fremde die Möglichkeit ein paar Wochen in der größten Metropole Südamerikas zu arbeiten, der Grundstein ist gelegt.

Am dritten Tag statten wir dem deutschen Konsulat einen Besuch ab und streifen danach noch ein wenig durch São Paulo's Innenstadt. Oder vielmehr einen der diversen Innenstadtteile dieses Riesen von einer Stadt.

An unserem letzten Tag hier begleiten wir einen ehemaligen Schüler der Schule, der uns einiges in São Paulo zeigt. Am Nachmittag biegt er an einer Straßenecke ab und wir sind auf einmal in der größten Favela des südamerikanischen Kontinents. Der Teil einer brasilianischen Stadt vor dem einen alle warnen. Die Touristenführer, die Mitarbeiter des Konsulats und auch die Einheimischen.

Unser Begleiter lächelt verschmitzt: „Am Tag ist es hier auch nicht gefährlicher als anderswo, wir machen nur die Scheiben herunter, damit man sieht, dass wir keine Polizisten sind.“

Hier sieht es noch zusammengewürfelter aus als in anderen Städten in denen wir bisher waren. Ohne Rücksicht auf Straßen, Wege oder gar andere Häuser baut hier jeder wie er kann und wo er kann. Zwischen den Gebäuden und Hütten sind kreuz und quer Stromleitungen gezogen und doch wirkt das Straßenbild eher wie eine kleine italienische Vorstadt. Es riecht nach Grillfleisch und Kloake, überall sind Stände und kleine Läden. Die Menschen auf der Straße lachen und gehen ihren Geschäften nach wie

überall sonst auch. Von der lebensfeindlichen Umgebung sehen wir bei unserem kleinen Einblick nichts. „Aber es ist ja auch Tag“.



Von São Paulo geht es weiter nach Rolândia. Eine Stadt die vorwiegend von deutschen Auswanderern besiedelt wurde und seit 1957 eine originalgetreue Kopie des Bremer Rolands in der Stadt hat.

Da uns die touristischen Reiseziele wie die Wasserfälle „Foz de Iguaçu“ nicht reizen, gibt uns dieser Roland, eine von vier Repliken des Namensgebers des Rolandschachtes in Bremen, ein gutes Reiseziel.

Am Rande des Bundesstaates Paraná ist Rolândia, wie so viele Teile von Brasilien, ehemaliges Kaffeeanbaugebiet. Wir kommen für ein paar Tage bei dem Sohn einer Schweizer Familie unter die anfangs des 20 Jhd. Ausgewandert ist. Nach einem Besuch beim Bürgermeister und Honorarkonsul von Rolândia geht es ab auf die Straße. Unterwegs sein wie wir es aus Deutschland kennen.

Wir müssen leider schnell feststellen, dass das Trampen in hier in Kluft beinahe unmöglich ist. Viele der Brasilianer halten uns entweder für Missionare oder Angehörige einer Sekte.

Brasilien hat jedoch in Ermangelung eines flächendeckenden Zugnetzes ein gutes Fernbusnetz, welches wir die nächsten Wochen ausgiebig nutzen.

Zwischen diesen Städten sehen wir die Ergebnisse von jahrzehntelanger Ausbeutung des Bodens.

Als die europäischen Siedler nach Brasilien kamen, begannen sie den üppigen Urwald zu Brandrodren um Platz für den Kaffeeanbau zu machen. Da man hier das ganze Jahr anbauen kann, war der ohnehin recht karge Boden bald zu ausgelaugt um Kaffee anzubauen. Die Bauern mussten auf Soja, Zuckerrohr und Mais umsteigen. Doch inzwischen gibt der Boden teilweise auch das nicht mehr her. So sehen wir vom Busfenster größtenteils Monokulturen unterbrochen nur von Brachflächen aus roter Erde und Staub. Staub der uns auch in den kleinen Ortschaften an jeder Ecke begegnet. Er gehört zum Straßenbild. Genauso wie die kleinen Straßenkneipen oder Kioske. Vor denen zu jeder Tageszeit einige Leute sitzen und sich Bier aus Flaschenkühlern teilen.

Hier kommen wir schnell und einfach ins Gespräch. Obwohl wir kein Portugiesisch sprechen und die meisten Brasilianer kein Englisch, geschweige denn Deutsch sprechen finden wir immer eine Form der Kommunikation. Manchmal findet sich dann doch jemand der Englisch spricht. An einem Abend lernen wir bei ebenso einer Gelegenheit einen jungen Farmer kennen, der uns zu sich nach Hause einlädt. Wir nehmen an und nach einem lustigen Abend landen wir in einem brasilianischen Stadthaus, von hoher Mauer und Stacheldraht umzäunt. „Muss man hier haben“ gibt uns unser Gastgeber zu verstehen. Ebenso wie die eindrucksvolle Flinte neben seinem Bett, gehört der Zaun zum Sicherheitsgefühl der Brasilianer. Kein Wunder in einer Gegend in der drei Polizisten auf 12000 Einwohner kommen und die Polizei sich

erst genötigt sieht gegen Einbruchswellen vorzugehen, wenn jemand von den Einbrechern erschossen wird.

So ziehen wir einige Tage weiter. Es ist schwierig wirklich schöne Ecken zu finden. Oft ist von der ursprünglichen Natur nichts mehr über. Und die Städte so jung, dass es noch nichts zu bestaunen gibt. Wir kommen dann schließlich in die Gemeinde „Brotas“ in der noch viele Teile des Regenwaldes erhalten oder renaturiert sind. Es handelt sich um ein Naherholungsgebiet für die Oberschicht aus São Paulo und die diversen Wasserfälle, für welche die Gegend so berühmt ist sind hinter Zäunen versteckt. Nur Geld gewährt den Zutritt. Wir lernen zwei junge Brasilianerinnen kennen, die in einem dieser Resorts arbeiten und sich rührend darum kümmern, dass wir noch auf den kleinen Campingplatz am See gelassen werden.

Wir sind alleine auf dem Platz. Direkt an einem, für hiesige Verhältnisse, sauberen See.

Den Abend verbringen wir in den kleinen Straßenkneipen im nahegelegenen Ort. Auch hier das allgemeine Bild, offene Gesichter, Interesse und Lachen. Sobald klar ist, dass wir keine Missionare sind, nehmen uns direkt zwei Männer an die Hand und spielen den Abend über die Kneipenguides. Ein paar Brocken portugiesisch haben wir inzwischen gelernt und können grob erzählen was wir machen und wo wir herkommen. Müde fallen wir später ins Bett.

Früher als geplant entscheiden wir am Morgen an dieser Stelle unsere kleine Reise zu beenden. Wir haben keine Lust mehr uns anzusehen welche Zerstörung erst die Europäer und nun die Brasilianer selber diesem Land antun. Uns reizt die Bedachung des gebauten Hauses noch ein wenig. Wir machen uns also auf den Weg zurück in den Dschungel, in die ursprüngliche Natur die wir in den Wochen des Arbeitens dort schätzen gelernt haben.

Die letzten zwei Wochen bevor unser Flug zurückgeht, verbringen wir viel in der Hängematte und genießen den ausklingenden brasilianischen Sommer.

Dabei beginnen wir mit vier bis sechs Zentimeter breiten Schindeln das Dach unseres Neubaus zu schließen. Sehr viel Kleinarbeit.

Wir treiben uns noch im Dschungel herum, ernten Bananen und suchen Ananas, leider ohne Erfolg.

Nach diesem kleinen Urlaub, am Ende eines dann doch recht arbeitsreichen Winters geht es am 31. März wieder auf den Flughafen von Rio de Janeiro. 24 Stunden später, inklusive eines siebenstündigen Aufenthaltes in Amsterdams Innenstadt und Kneipen, landen wir wieder im kühlen Frankfurt.

Als reines Reiseland gestaltet sich Brasilien für den Wandergesellen eher schwierig. Vorwärtskommen ist ohne Geld im Prinzip nicht möglich und selbst zu Fuß hat man Probleme einen Weg zu finden den man gemütlich entlangtippeln kann.

Demgegenüber stehen die vielen offenen Begegnungen, die man dort machen kann. Oft wird man angesprochen, unterstützt und eingeladen.

Unserer Meinung ist Brasilien durchaus eine Reise wert und wird auf jeden Fall ein Highlight unserer Tippelei bleiben. Wir empfehlen auf jeden Fall auch dort zu arbeiten. Die Brasilianer haben zwar selber keine besonders große Baukultur, schätzen aber trotzdem versierte Handwerker und ihre Arbeit.

Jascha Paul, fremder Rolandsbruder

Quelle: <https://rolandschacht.org/brasilien-will-einer-von-euch-mit-nach-brasilien.html> am 11.11.2019

Im Winter nach Westafrika

Ich war im November 2016 südlich von Stuttgart auf der Suche nach einer Tischlerei, in der ich mir ein Winterquartier erarbeiten wollte. Nach vielen Absagen, saß ich beim trampeln in einem Auto, dessen Fahrer, nachdem er meine Geschichte hörte, gleich seinen Freund, einen Tischlermeister anrief und mir das Telefon weiterreichte. Ich sprach kurz mit dem Meister und wir verabredeten uns für den nächsten Morgen. Er holte mich ab und nach einem kurzen Gespräch mit dem zweiten Chef und dem Produktionsleiter hatte ich einen unbefristeten Arbeitsvertrag und das Angebot für die Firma auf Montage nach Nigeria zu reisen in der Tasche.

Die Firma hat etwa 60 Mitarbeiter. Ich hatte noch nie in einer so großen Firma gearbeitet und war gespannt. Zunächst fiel mir das gute Klima unter den Kollegen auf: Jeden Donnerstag wurde in der Mittagspause mit allen gegrillt oder gekocht. Bei Fußballspielen der Lokalmannschaft waren einige Kollegen zusammen unterwegs und zum Feierabend blieben wir gerne auch mal zu zehnt bis in den späten Abend sitzen.

Ich war zuständig für den Zusammenbau der Möbel, bevor sie in den Versand nach Nigeria gehen sollten. Ungenau vorgefertigte Einzelteile bereiteten mir dabei häufig Probleme. Ich musste viele Fehler bei den Komponenten korrigieren, weil manche Teile nicht zusätzlich zur Plattensäge auch auf der CNC Fräse formatiert wurden. Immer wieder wurden falsche CNC Programme gefahren, Werkstücke falsch beschriftet, oder verdreht aufgelegt. Es waren viele Einzelanfertigungen, sehr extravagante Holzmöbel, teilweise fünf Meter hoch mit Rundungen und mit verschiedenen Materialien, wie Metallen, Filzen, Leder, Glas und Spiegeln kombiniert. Abgesehen von den Formteilen mit Rundungen wären wir vermutlich ohne CNC Fräse besser gefahren, aber dafür war die Organisation doch etwas starr. Jede Stückliste musste an jeder Maschine abgearbeitet werden. Eine spannende Aufgabe war die Furnierabwicklung bei einem teilweise runden Möbel für eine Bar mit Schubkästen und Türen, sowie beidseitig fünf Meter hohen Schränken.



Nun denn, wegen Verzögerungen in Nigeria blieb ich letztendlich bis Ende Februar in der Firma und flog dann nach Lagos. Dort wurden dann die produzierten Möbel in einer privaten Luxusvilla aufgebaut und eingebaut.

Nigeria ist mit etwa 180 Millionen Einwohnern das bevölkerungsreichste Land Afrikas. Es liegt am Golf von Guinea, hat im Norden Wüstenlandschaften und im Süden tropischen Regenwald. Die drei größten

Völker sind die meist muslimischen Hausa und die christlichen Yoruba und Igbo. Insgesamt gibt es sehr viele ethnische Minderheiten und über 500 Sprachen. Siebzig Prozent der Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze, die Kindersterblichkeit liegt bei etwa zehn Prozent, die durchschnittliche Lebenserwartung bei etwa 51 Jahren. Nicht einmal jeder Zweite hat nach UNICEF Angaben Zugang zu sauberem Trinkwasser. Diese Zahlen werden von verschiedenen Quellen sehr unterschiedlich angegeben und ich habe etwas vermittelt. Nigeria ist der weltweit größte Öl-Exporteur und etwa drei Viertel der Staatseinnahmen stammen aus der Erdölförderung. Die öffentlichen Tankstellen haben nur wenige Tage in der Woche für wenige Stunden geöffnet, sodass ein großer Schwarzmarkt für Benzin existiert und viele mit einem Schlauch Tanks und Pipelines aussaugen und dann Benzin in zehn Liter Kanistern auf der Straße verkaufen. Die rücksichtslose Politik der Ölkonzerne, die zunehmende Armut, die kaum in den Griff zu bekommene Korruption und die Religionen führen im ganzen Land, aber vor allem im Norden, außerhalb der großen Städte zu krassen Konflikten. Das Auswärtige Amt schreibt: "Es wird geraten für diese Überlandfahrt, insbesondere nachts, ein gut gesichertes oder gepanzertes Fahrzeug zu nutzen." und "Aufgrund mangelhafter Infrastruktur und hoher Kriminalitätsrate ist Nigeria kein Reiseland.". Lagos ist mit schätzungsweise etwa 18 Millionen Bewohnern die größte Stadt Afrikas und versinkt meinem Empfinden nach in einem endlos chaotischen Sumpf. Die öffentlichen Verkehrsmittel sind völlig überlastet. Es gibt keine Alternativen zu Bus oder Taxi, und so geben Viele fast die Hälfte ihres Verdienstes nur zum Pendeln aus. Es gibt ungenügend Wohnraum und viele unserer Kollegen schliefen auf der Baustelle.

Ich brauchte die ersten zwei Wochen, um mich an das Klima zu gewöhnen. Die Sonne schien von sieben Uhr morgens bis neunzehn Uhr abends fast durchgehend bei Temperaturen bis zu 45 Grad Celsius. Zwischendurch erhöhten die brachialen Niederschläge die Luftfeuchtigkeit auf bis zu 95%. Glücklicherweise bin ich Schreiner und habe in zumeist klimatisierten Bereichen gearbeitet. Da wir bis zu 60 Stunden pro Woche arbeiteten, blieb leider nicht allzu viel Zeit um das Wetter auch einmal bei Gin Tonic im Pool zu genießen, oder die Stadt kennen zu lernen.

Wir durften aus Versicherungsgründen nur mit einem uns zugewiesenen Fahrer die Baustelle oder unsere Unterkunft verlassen. Die eine oder andere Tour durch die Stadt haben wir dann doch gemacht: Etwa zum Einkaufen oder um im recht dreckigen Südatlantik zu Schwimmen, der Horizont war voll mit Riesentankern. Nach einiger Zeit wurde es mir zu eng und ich entschloss mich mit meinen schwarzen Kollegen abends mal aus zu gehen. Zunächst waren wir einfach auf der Straße essen und in einer "Buschbar" etwas trinken. Das ganze Leben der Mehrheit der Bevölkerung findet auf dem durchschnittlich vier Meter breiten Grünstreifen zwischen Bürgersteig und Sicherheitsmauer eines anliegenden Anwesens statt. Auch in unserer Unterkunft war es so. Die europäischen Arbeiter lebten recht luxuriös in großen Zimmern, während die Schwarzen auf dem Grundstück in alten Überseecontainern und Wellblechhütten ohne fließend Wasser und nur mit einem Plumpsklo lebten. Sie waren mir sehr zugetan als ich anfang, regelmäßig am Abend mit ihnen zusammen zu essen oder mal ein Bier zu trinken. Auf meine Frage wo sie denn am Wochenende hingehen würden, nahmen sie mich mit großen Augen auf Rollertaxis mit in die Stadt. Es gab eine Hauptstraße auf der Millionen Menschen und genauso viele Gerüche unterwegs waren. Es bot sich ein faszinierendes Bild ähnlich einem Ameisenhaufen. Der Verkehr war ein einziges Chaos, jeder fuhr einfach da wo Platz war: Entgegen der Fahrbahnrichtung, mitten auf die Kreuzung und überhaupt einfach kreuz und quer. Als wir dann von dieser Hauptstraße in Richtung "Kneipenviertel" abbogen, wurde es immer dunkler und wir liefen durch hundert schmale Gässchen zwischen den Wellblechhütten hindurch. Ich hätte dort niemals wieder alleine herausgefunden und, so wie ich, staunten die Schwarzen nicht schlecht, mich dort zu sehen. Ich habe an diesem ganzen Abend nicht einen anderen Weißen gesehen. In der ersten Bar, die aus einigen Tischen und Stühlen, einem Wellblechdach, einem Kühlschrank und einem abgenutzten Billardtisch bestand, sagte mir der Barmann, er hätte in seinem ganzen Leben dort noch keinen Weißen bewirtet. Nach einigen Bieren und Gesprächen über Deutschland, Nigeria und Götter, würde ich gerne sagen, dass ich mich dort sehr wohl gefühlt habe, nur das stimmt nicht ganz. Ich kannte meine Kollegen und fühlte mich wohl bei ihnen, aber in diesem schlecht beleuchteten Wellblechdschungel war schon das Erleichtern eine Abenteuerreise. Die ungenügende Ortskenntnis und außerhalb allem Bekannten zu sein, bereitete mir

schon ein mulmiges Gefühl. Dennoch hatte ich einen lustigen und sehr interessanten Abend: Endlich war ich mitten drin, statt nur der reiche, weiße "Bessermensch".

Leider wird man dort von den Schwarzen meistens etwas "über-" respektvoll behandelt. Wir wurden fast immer mit "Sir" oder "Master" angeredet, bis ich dann die Übersetzung gelernt habe und sie in Ihrer Sprache ebenfalls so begrüßte. Allerdings führte dieses Verhalten zu einem merkwürdigen Gefühl der Höher- oder Besserstellung bei einigen Weißen. Es entsteht ein verkappter Rassismus, der mich auf beiden Seiten sehr störte. So fuhren wir beispielsweise mit unserem Fahrer zur Abschiedsparty einiger Kollegen, die nach Deutschland zurückkehrten und nahmen unseren Fahrer mit, dass er nicht alleine im Auto wartete. Am Ende der Party war der Aufschrei groß, weil das musikabspielende "Wisch-und-Weg" Gerät abhandengekommen war. Sogleich wurde unser Fahrer verdächtigt, und sie zwangen ihn sogar Jacke und Pullover auszuziehen. Ich weiß nicht, was mich mehr störte: Die prompte Beschuldigung des Fahrers oder die Tatsache, dass er sich fast bereitwillig auszog. Am Ende stellte sich heraus, dass der betrunkene Besitzer das Gerät bereits aufgeräumt hatte.

Einige fragten mich, wie sie denn nach Deutschland kommen könnten, um diesem Wahnsinn zu entgehen. Unsere politische Situation betrachtend, blieb mir an dieser Stelle nur tiefschwarzer Humor, nach dem Motto: "Jeder bekommt, was er verdient". Für Arbeiter die dort ein bis vier Euro am Tag verdienen, ist der legale Weg nach Deutschland nahezu unmöglich. Lustigerweise bekommt man als deutscher Arbeiter vom Fiskus die Lohnsteuer zurück, wenn man über drei Monate dort gearbeitet hat, einfach, weil man es verdient hat. Wenn man in Deutschland das Gefühl hatte ohnmächtig zu sein gegen die Krankheiten unserer Gesellschaft, so ist dieses Gefühl in Afrika überwältigend. Ich fragte einen der schwarzen Bauleiter wie er das beurteilen würde und was man machen könnte. Er sagte mir mit einem halb milden, halb schmerzhaften Lächeln, da helfe nur Geduld über Generationen hinweg, bis man einen eigenen Weg unabhängig der Industrienationen finden würde. Andere Schwarze sagten sogar über ihre Völker selbst, sie seien zu faul und hätten den Wohlstand gar nicht verdient. Als einem der das Glück gehabt hat, fiel es mir schwer, diese Themen anzusprechen und vielen Schwarzen ging es aus gegenteiligen Gründen ebenso.

Die Reichen haben Privattankstellen und Polizeieskorten, die ihnen einen Weg durch das Chaos bahnen. Sie leben hinter 24 Stunden bewachten Mauern mit Stacheldraht. Diejenigen mit guten Beziehungen, kann man daran erkennen, dass eine gut geteerte Straße zu ihrem Haus führt. Die Spanne zwischen Arm und Reich und deren Konsequenz wird einem mit dem Vorschlaghammer serviert. Erstaunlich fand ich, dass viele, trotz des minimalen Verdienstes ein Smartphone besaßen (ein Handy hatte Jeder) und zum Teil Markenkleidung trugen. Im Radiosender und in den Kneipen lief die selbe Musik wie bei uns.

Ich hatte mit meinen Kollegen, weiß wie schwarz, eine sehr gute Zeit und die Schwarzen waren meinem Interesse gegenüber offen und haben sich gefreut, dass sich jemand mit ihnen beschäftigte. Das führte zu einem angenehmen Arbeitsklima, wenn man die auftretenden Komplikationen, die Ich gleich noch näher erläutere, als in Afrika gegeben hinnehmen kann und sich von dem Chaos nicht entmutigen lässt. Dies ist offensichtlich einfacher als Angestellter und Arbeiter zu bewältigen, als für denjenigen, der Verantwortung zu tragen hat. So war meine Situation sehr Nerven aufreibend.

Meine Hauptaufgabe auf der Baustelle war das Montieren hochwertiger Einbaumöbel, etwa Regale, Fernseheinheiten, Küchen, aber auch Wandverkleidungen und Türen. Aufgrund vieler Komplikationen am Bau - so arbeiteten die Elektriker mit Plänen, die bereits fünf Mal revidiert wurden - und ich wunderte mich, warum Lampenanschlüsse in meiner geplanten Spiegelaufhängung gelegt waren, hat unser deutsches Schreinerteam immer mehr Aufgaben übernommen. Ich maß einen Raum aus, um einen u-förmigen Schrank (zwei neunzig Grad Ecken) zu montieren. Dabei fiel mir auf, dass der ganze Raum wie ein Parallelogramm um circa zehn Grad verdreht war, was bedeutete, dass ich mit dem großen Winkelschleifer erstmal Wände nachgeschliffen habe. Mein Vorarbeiter erzählte mir, dass die Bauarbeiter an einer anderen Stelle morgens eine Schalung für eine Betonwand stellten und sie zwölf Stunden später, wegen der störenden Spreizen wieder entfernten. Daraufhin sackte die Wand ein und machte einen großen Bauch. Die Lösung der Kollegen vor Ort hieß anputzen. Dadurch waren natürlich die Raumdimensionen anders als geplant und unser Schrank passte nicht rein. Das bedeutete: Auf zum nächsten Rendezvous mit dem großen Winkelschleifer. Das Klima erforderte für das Material ständige Luftentfeuchtung und

Kühlung, was die lokalen Kollegen aber nur zum Teil verstanden und abends wieder alle Fenster aufrissen. (Sie dachten, wir bräuchten das Klima nur zum Arbeiten, wir kämen ja aus dem kalten Deutschland). So kamen wir auf die Baustelle und mussten feststellen, dass jeglicher Primer zum Tapezieren einfach wieder von den Wänden gelaufen ist. Kleber und Retuschierlacke konnten nicht trocknen. Für Gipskartondecken ist ein solches Klima ebenso wenig hilfreich. Besonders, wenn man Lautsprecher von dreißig Kilogramm ohne Verbindung zu den C-Profilen oder anderweitiger Aufhängung, einfach nur mit einem kleinen Falz in die Gipsplatte hängt. Wir kamen also morgens auf die Baustelle um festzustellen, dass unser Material unter einem riesen Berg schimmelnden Gips- und Kabelmüll vergraben war. Danach haben wir zusätzlich die neue Decke inklusive Beleuchtung und Steckdosenverkabelung installiert. Über der Decke sah es aus, als hätte jemand Mikado mit Leerrohren gespielt. Ich konnte kein System erkennen, welches Kabel wo gebrückt und wie gelegt wurde.

Der gesamte Bau (etwa 600 m²) wurde von einem Generator mit einem einzigen Kabel versorgt. Gerne funktionierten nur zwei Phasen, aber vier Schleifgeräte für Marmorböden, zwei Kappsägen und allerlei Handmaschinen liefen gleichzeitig. Sprich: Wir hatten häufig Stromausfall auf der Baustelle. Das Kabel lag zudem frei über dem Gelände, auf dem viel mit einem JCB Stapler gefahren wurde. Irgendwann explodierte das Kabel dann in einem grellen Lichtbogen. Die Lösung war: Links und rechts zehn Zentimeter abzuschneiden, zusammenzulöten und so liegenzulassen, wie es war. Es dauerte nicht lange...

Die mäßige Klimatisierung und ungenügende Isolierung im Dach und an den Klimälüftern sorgte ebenfalls für reichlich Feuchtigkeit. Also haben wir auch die Kühler zum Teil selber isoliert und in die Decke eingebaut. Unser Motto war stets: "Alles anders, alles neu". Wir sollten bombensichere Schutztüren einbauen, bohrten also Löcher für Schwerlastanker und staunten nicht schlecht, als wir erkannten, dass neben den Schutztüren keine Stahlbetonwände waren, sondern einfach gemauerte Hohlsteine. Das bedeutete, die Wand aufreißen und nachträglich ausbetonieren. Bei einer weiteren Schutztür war der Beton richtig, nur das lichte Maß war zu klein. Das bedeutete, dass mein nächstes (diesmal wegen des Stahlbetons intensiveres) Rendezvous mit dem Winkelschleifer anstand.

Alle Wände sollten mit einem Holzprofil umrahmt werden, Innen- und Außenecken, horizontal und vertikal. Nun sind die Mauern aber nur mit einer 30 cm Wasserwage ausgerichtet worden. Jeder Stein war zwar gut im Wasser, nur machten die Wände irgendwie Kurven. Das wurde von den Spachtlern leider nicht verbessert, denn die haben schön aufgetragen und nach außen hin verrieben, sodass auf den ersten fünfzehn Zentimetern von einer Ecke aus immer eine Rundung ausgebildet war. Nun mussten wir also irgendwie die Profile zusammenschiften, was auch wieder viel Zeit in Anspruch genommen hat. Weitere Probleme bereiteten die Anschlüsse der Profilleisten zu den raumhohen Türen. Alle Profile haben rückseitig einen Falz für eine Schattenleiste zum Anschluss an die Türfutter. Leider waren die Wände nicht lotrecht, sodass unsere Profile beispielsweise oben einen Zentimeter vorstanden und unten zwei Zentimeter zurück. Die realen Wanddicken unterschieden sich von den geplanten Wanddicken zum Teil erheblich, sodass wir Probleme hatten, die Futter mit einheitlichen Maßen zu den Wänden einzubauen. Als wir die große Eingangstür einbauten, stellten wir fest, dass sie über den fertig polierten Marmorboden schliff. Gut, dass es den großen Winkelschleifer gab.

Am einfachsten und besten hat das Verlegen eines Parkettfußbodens geklappt, den wir zunächst mit einer Pappschicht, dann Folie (zu den Wänden hin abgeklebt als Staubschutz) und einer Schicht sechs Millimeter Sperrholz abdeckten. Das wollten unsere afrikanischen Kollegen mit dem fertigen Marmorboden nachmachen, legten jedoch zuerst die Folie auf, was hier und da zu schönen Schweißwasserflecken führte.

Die Wände wurden größtenteils mit einer Textiltapete verkleidet, teilweise auch auf den Rückwänden der Regale. Die Anfälligkeit dieser Stoffe für dreckige Arbeiterhände und Baustaub wurde eindrucksvoll nachgewiesen.

Einige Dinge haben gut geklappt: Die Abkehr von unserer angelernten deutschen Effizienz und das Erlernen einer gewissen Gelassenheit.



Leider ist es mir nicht erlaubt, Fotos der Baustelle zu veröffentlichen. So habe ich nur dieses von unserer Abschiedsfeier. Die Schwarzen haben sich sehr gefreut, als wir sie einluden. Sie waren noch nie in den Zimmern des Gebäudes gewesen, vor dem sie teilweise schon lange lebten. Höchstens mal im Flur, oder um etwas zu schleppen. So feierte ich mit vier Weißen und dreißig Schwarzen meinen Abschied aus Nigeria, bis eine Wasserleitung undicht wurde, die ganze Wohnung unter Wasser stand und wir mit Kehrblechen das Wasser nach draußen schaufelten. Irgendwann waren die Getränke sowie mein nigerianisches Geld zu Ende, doch dann holten manche Schwarze noch ihre Geheimreserven und Selbstgebrannten und wir hatten (auf einen Donnerstag) eine richtig gute Feier.



Quelle: <https://rolandschacht.org/Moritz-Fellner.html> am 11.11.2019

Eine Etappe meiner Wanderschaft vor fast 60 Jahren

Nach einjähriger Reisezeit, im Jahr 1956, machte ich auf meiner Tippelei als fremder Rolandsbruder Station in Basel. Beim Herbergsvater Lori, dem Wirt der "Linde" in der Rheingasse, wurde ich zünftig ausgeschenkt und von den anwesenden Rolandsbrüdern mit "Hallo" begrüßt.

Da meine Schuhsohlen von der Tippelei schon Löcher hatten, musste ich mich eiligst nach Arbeit umsehen. Dies war zu der Zeit noch mit Schwierigkeiten verbunden. So brauchte man erst einmal eine kantonale Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis. Die Baufirma Stamm hatte hierbei aber schon Erfahrung und wickelte alles zu meiner Zufriedenheit ab. Wir hatten eine zünftige Gesellenplatte in Reinach bei Basel.

Obwohl es ein Café war und dort kein Alkohol ausgeschenkt wurde, fühlten wir uns sehr wohl. Am ersten Arbeitstag war Betonschalung herzustellen. Auf einer Baustelle direkt an der französischen Grenze wurde ich von den rechtschaffenen fremden Zimmerleuten Günther Busch und Karl-Heinz Schneider begrüßt. Das war mein erster Kontakt mit Gesellen des "schwarzen" Schachtes, aus der dann Freundschaft werden sollte. Auch der Polier war uns sehr zugetan. So ließen wir uns des Öfteren von ihm, da die Mittagspause 2 Stunden dauerte, aus einer Gaststätte in Frankreich abholen.

Er musste jedoch vorher noch eine Flasche Rotwein zahlen, was er gern tat. Denn als Baumensch war auch er kein Kostverächter, zumal es damals noch kein Alkoholverbot auf dem Bau gab. Mit Karl-Heinz Schneider unternahm ich sehr viel. So trafen wir uns fast regelmäßig Sonntag früh zum Frühschoppen oder zum Baden. Das ging so weit, dass wir Pläne zum Abreisen schmiedeten. Als dann die Zeit ran kam, musste er mir leider gestehen, dass er von seiner Gesellschaft in Basel Abreiseverbot erhalten hatte. So musste ich annehmen, dass ein gemeinsames Reisen von "Blauen" und "Schwarzen" nicht erwünscht war. Ich hatte aber Jahre später, auch zu DDR-Zeiten, noch Kontakt mit beiden. Wir tauschten dann immer unsere Erinnerungen aus.

Da mich nun bereits das Reisefieber gepackt hatte, reiste ich Mitte Juni mit Siegfried Petatz, einem fremden Rolandsbruder aus Hoyerswerda, aus Basel ab in Richtung Zürich. Am schönen Zürichsee verbrachten wir einige Tage mit Baden und drei schönen Italienerinnen. Allerdings erwies sich die Dritte immer als Störfaktor für unser Vorhaben. Eines Tages lernten wir einen Margarinevertreter kennen, der auf seiner Geschäftsreise Hotels zwischen Zürich und Chur besuchte. Wir waren fast eine Woche seine Gäste, rund um Zürich und in den Bergen.

„Wir bauen alle an einem Turm,

"Vivat"

bei Regen, Schnee und Sturm.“

den fremden Maurer- u. Zimmergesellen
der ehrbaren Gesellschaft des Rolandschachtes zu Basel 1960



H. Hertz	H. Hollstein	F. Fischer	B. Hummel	W. Gorgos	H. Müller	R. Link	K. Milewski	W. Vetter	W. Bruch	K. Betz
	Walzknecht			Fassgeselle	Buchgeselle	ehb. Altgeselle	Schutzmeister			
			H. Hohmann	Herbergsvater Lori	F. Lautenschläger		K. Aulich	F. Thoss		
							P. Sommer			

„Wir waren weit im fernen Land und trafen uns an des Rheines Strand.“

Nach einigen Tagen erreichten wir die schöne Stadt Chur im Engadin. Dort wurde unsere Reisekasse einer gründlichen Inventur unterzogen und wir beschlossen, sie in einem gemütlichen Gasthaus etwas zu erleichtern. Nachts schliefen wir allerdings in den Talhütten der Senner, auf frischem Heu gebettet. Weiter ging es dann durch das Räte-Romanische Engadin in Richtung Julier-Pass. Fühlten wir uns in den Bergen schon sehr wohl, so war der Pass mit seiner 2284 m Höhe ein wirklicher Höhepunkt auf dieser Tippelei. Zum Platte reisen war es allerdings in dieser Höhenluft zu kalt, denn wir kannten zu unserer Reisezeit keinen Schlafsack. So tippelten wir weiter Richtung St. Moritz, bis wir spät nachts wieder Heuhaufen entdeckten. St Moritz war bereits in den 50er Jahren das Urlaubsparadies der oberen Schicht, daher ließen wir den Ort links liegen und liefen immer an Flüssen und kleinen Seen entlang, Richtung Italien.



Die fremden Rolandsbrüder Siegfried Petatz und Werner Kirscht in den Schweizer Alpen bei Chur.

Am 13. Juli erreichten wir dann die Grenze. Leider hatten wir große Schwierigkeiten mit der Sprache, da unser gebrochenes italienisch schwer verstanden wurde. In Dongo am Comersee mussten wir unbedingt mal den italienischen Wein probieren. Zu unserer Überraschung kostete ein Glas "Roter" nur 13 Pfennige. Das hatte natürlich Folgen. Zu später Stunde nahm uns dann ein Bauernsohn mit nach Hause und ließ uns in der Diele schlafen. Morgens erwachte ich durch das kräftige Schimpfen meines Kamerads, der durch Schmerzen an den Beinen geweckt worden war. Die Ursache war schnell gefunden. Es hatte sich zu seinem Unmut einer der Igel, die als Haustiere gehalten wurden, des Nachts in seiner Schlaghose verkrochen und dieses Ärgernis verursacht.

Nach dieser spaßigen Einlage und einem guten Frühstück zogen wir weiter am Comersee entlang in Richtung Lugano. Als wir im Wasser eine Schlange schwimmen sahen, verging uns allerdings der Badespaß. Da es Ende Juli wurde und die Reisekasse nicht mehr viel hergab, wanderten wir wieder gen Norden in Richtung Schweiz. Denn in Italien brummt das Schmalmachen nicht und die Ämter wissen nichts von armen Wandergesellen. In der Schweiz ist das anders, dort gab es damals schon 20 Franken von der Gewerkschaft. Weiter ging es Richtung Bellinzona-Airolo die Passstraße hinauf zum St. Gotthard.

Da aber noch kein Tunnel vorhanden war, ging der Hauptverkehr Richtung Italien über diesen Pass. Zurückblickend auf die Serpentina, wurde uns wieder bewusst, wie klein der Mensch doch ist und welch ein Wunder mit unserer Welt geschaffen wurde. In der Nähe von Luzern bekamen wir dann endlich Arbeit und schlossen uns der ehrbaren Gesellschaft zu Reiden an, wo wir bei den anwesenden

Rolandsbrüdern herzlich willkommen waren. Im Gasthaus "Sonne" machten wir es uns bequem und ich sparte auf mein Bergfest, was dann auch nach 3 Wochen stattfand.

Nach 45 Jahren bin ich auf dieser Route, anhand meines Wanderbuchs, mit meiner Frau entlang gefahren und vieles kam wieder ins Gedächtnis zurück. Deshalb kam ich auf die Idee diesen Bericht zu schreiben. Sogar das Gasthaus in Reiden bei Luzern, wo wir das Buch hoch hatten, existierte noch und am Stammtisch von damals schmeckte der Kaffee vorzüglich. Mein Blick ging immer zur Küchentür, ob die ehemalige Herbergsmutter hereinkommt, aber leider war sie bereits verstorben. Gern denke ich an meine Reisezeit im Rolandschacht zurück und möchte sie auf keinen Fall missen.

Quelle: <https://rolandschacht.org/werner-kirscht.html> am 11.11.2019